Michael Hartmann

ELITE- SOZIOLOGIE

Eine Einführung

campusSTUDIUM

Elitesoziologie

Campus Studium
Sozialwissenschaftliche Studienbibliothek, Band 2
Herausgegeben von Johannes Berger (Mannheim)

Michael Hartmann ist Professor für Soziologie an der Technischen Universität Darmstadt. Bei Campus erschien von ihm zuletzt *Der Mythos von den Leistungseliten* (2002).

Michael Hartmann

Elitesoziologie

Eine Einführung

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-593-37439-0

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2004 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Satz: Satz-Studio Rolf's, Dreis-Brück

Druck und Bindung: Druckhaus Beltz, Hemsbach

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet:

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

1. Einleitung	7
2. Elite und Masse	13
2.1 »Die Psychologie der Massen« (Gustave Le Bon)	16
2.2 »Die herrschende Klasse« (Gaetano Mosca)	19
2.3 Der »Kreislauf der Eliten« (Vilfredo Pareto)	25
2.4 Das »eherne Gesetz der Oligarchie« (Robert Michels) .	32
2.5 Zusammenfassung	37
3. Die Funktionseliten	43
3.1 Masse und Funktionseliten	43
3.2 Funktionseliten und Demokratie	50
3.3 »Strategic Elites« (Suzanne Keller)	60
3.4 Funktionseliten und Konsens	66
3.5 Zusammenfassung	71
4. Eliten und Klassen	76
4.1 »The Power Elite« (C. Wright Mills)	76
4.2 Die Reproduktion der herrschenden Klasse (Pierre Bourdieu)	84
4.3 Zusammenfassung	98

5. Nationale Bildungssysteme und Elitenrekrutierung	109
5.1 Frankreich: Die Grandes Écoles und die Grands Corps	109
5.2 Großbritannien: Eton und Oxbridge	117
5.3 USA: St. Grottlesex und die Ivy League	123
5.4 Japan: Die Todai-Connection	131
5.5 Deutschland: Promotion und bürgerlicher Habitus	136
5.6 Internationalisierung der Eliten?	147
6. Eliten und Klassenstrukturen	153
6.1 Leistungseliten und Elitenkonsens	154
6.2 Die besondere Rolle der Wirtschaftselite	162
6.3 Herrschende Klasse und gesamtgesellschaftliche Kräfteverhältnisse	175
Literaturverzeichnis	187
Register	197

1. Einleitung

Durch die von der SPD initiierte Debatte über die so genannten Eliteuniversitäten hat die Elitendiskussion in Deutschland einen neuen Schub erfahren. Plötzlich fordern Politiker, Manager und Journalisten fast unisono auch hierzulande Elitehochschulen, ein deutsches Harvard oder ein deutsches Princeton. Die berühmten privaten Eliteuniversitäten der USA werden zum unhinterfragten Vorbild für die gewünschte und bereits geplante Umgestaltung der hiesigen Hochschullandschaft. Ganz neu ist diese Vorliebe für den Begriff der Elite nicht. Schon seit Beginn der neunziger Jahre erfreut er sich einer stetig steigenden Unterstützung durch die maßgeblichen Medien, aber auch prominente Wirtschaftsvertreter und Politiker. Ihrer Ansicht nach bedarf Deutschland dringend handlungsfähiger Eliten, soll es im internationalen Wettbewerb Schritt halten und nicht im Mittelmaß versinken.

Das mediale Dauerfeuer zeitigt inzwischen auch in der breiten Bevölkerung Wirkung. Zwar steht eine Mehrheit dem Begriff Elite nach wie vor kritisch bis ablehnend gegenüber, die Minderheit, die ihn bejaht, wächst aber kontinuierlich. So konnte die FAZ im letzten Oktober stolz vermelden, dass inzwischen 54 Prozent der Bundesbürger dafür seien, besonders begabte Schüler in Eliteklassen oder Eliteschulen zu fördern, und nur noch 33 Prozent dagegen. Das ist eine beachtliche Veränderung innerhalb weniger Jahre. Dennoch bleibt bei der Mehrheit der Bevölkerung ein Unbehagen, wenn von Eliten die Rede ist. Man assoziiert damit doch immer noch in erster Linie ungerechtfertigte Privilegien (wie zum Beispiel die horrenden Gehälter, Abfindungen und Pensionszusagen in den Chefetagen der deutschen Großkonzerne), Abgehobenheit und Arroganz der Macht. Man denkt an Personen wie die ehemaligen Vorstandsvorsitzenden von Mannesmann

und der Bundesagentur für Arbeit, Klaus Esser und Florian Gerster. Das Verhalten solcher Spitzenmanager scheint den meisten typisch zu sein für die Eliten. Wenn der Vorstandssprecher der Deutschen Bank, Josef Ackermann, vor jenem Gericht in Düsseldorf, das die außerordentlich hohen Abfindungen für die Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder von Mannesmann verhandelt, den Satz formuliert, Deutschland sei »das einzige Land, wo die Leute, die Werte schaffen, vor Gericht kommen«, und dabei lächelt, dann bestätigt er, wenn auch ungewollt, diesen Eindruck.

Ist von Elite die Rede, dann beeilen sich die Befürworter deshalb auch stets zu versichern, es dürfe sich dabei auf keinen Fall um Herkunftseliten handeln, die nur ihre Privilegien zu verteidigen suchten. Man wolle vielmehr Leistungseliten, so die übliche Formulierung, oder aber Werteliten, wie es hin und wieder auch ausgedrückt wird. Was aber verbirgt sich hinter all diesen Begriffen? Was ist unter Eliten zu verstehen? Gibt es sie und, wenn ja, wer zählt dazu? Auf all diese Fragen eine Antwort zu finden, bemüht sich die Soziologie schon seit mehr als einem Jahrhundert. Ihre Beschäftigung mit dem Thema hat dabei eine wechselvolle Geschichte. Sie kennt ausgesprochene Hochkonjunktoren wie um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in den dreißiger Jahren, nach dem Zweiten Weltkrieg oder in jüngster Zeit, aber auch lange Phasen weitgehenden Desinteresses, aus ihrem Blickfeld verschwunden ist die Thematik aber nie. Die Frage, welche Personen eine Gesellschaft führen, wie sie das tun und woher sie kommen, hat zu allen Zeiten – mal mehr, mal weniger – die Phantasie der soziologischen Betrachter angeregt.

Schaut man zwecks einer ersten begrifflichen Klärung zunächst in einschlägige Enzyklopädien wie etwa die von Brockhaus oder Meyer, dann findet man folgende Definition. Mit Elite, einem vom französischen Wort *élite* (auswählen) stammenden und seit dem 17. Jahrhundert in Frankreich geläufigen, seit dem 18. Jahrhundert auch in die deutsche Sprache übernommenen Begriff wird dort eine soziale Gruppe bezeichnet, »die sich durch hohe Qualifikationsmerkmale sowie durch eine besondere Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft« (Brockhaus Enzyklopädie) beziehungsweise »durch bes. Wert oder Leistung auszeichnet« (Meyers Enzyklopädisches Lexi-

kon) und zudem die gesellschaftliche Entwicklung maßgeblich bestimmt.

Historisch gesehen wurde der Begriff Elite im 18. Jahrhundert vom aufstrebenden französischen Bürgertum als **demokratischer Kampfbegriff** gegen Adel und Klerus entwickelt. Die individuelle Leistung sollte an Stelle der familiären Abstammung die entscheidende Voraussetzung für die Bekleidung gesellschaftlicher Spitzenpositionen bilden. Im 19. Jahrhundert veränderte sich die Verwendung des Elitebegriffs dann tief greifend. Er wurde nun als Gegenbegriff zu dem der Masse benutzt. Das Bürgertum und mit ihm die bürgerlich akademische Intelligenz waren damals zutiefst beunruhigt über das Phänomen der städtischen Massen, die mit der Bevölkerungsexplosion in Europa entstanden waren und einhergingen mit der Entstehung der industriellen Arbeiterklasse. Sie sahen die herrschende Ordnung durch politische Unruhen und revolutionäre Bestrebungen der Massen gefährdet. Die auf diesem Hintergrund formulierten **klassischen Elitetheorien** von Mosca, Michels und Pareto¹ bildeten mit ihrer Gegenüberstellung von Elite und Masse später eine wichtige ideologische Grundlage für den aufkommenden **Faschismus** in Italien und Deutschland. Die von ihnen vertretene Überzeugung, dass die Herrschaft einer kleinen Elite über die große Mehrheit unumgänglich sei, wurde von den faschistischen Parteien als zentrale Begründung für das Führerprinzip benutzt.

Die Diskreditierung des Elitebegriffs durch den Faschismus und der Konflikt mit dem sozialistischen Lager führten nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer umfassenden Neubestimmung. Nachdem man sich zunächst (vor allem in Deutschland) auf den Begriff der **Wertelite** zurückbesonnen hatte, unter Elite, zumindest in öffentlichen Verlautbarungen, nur eine durch bestimmte moralische und ethische Qualitäten ausgezeichnete Minderheit verstand, ging man in den Sozialwissenschaften relativ schnell und später dann auch in der Öffentlichkeit dazu über, die in den USA gebräuchliche funktionalistische Definition von Eliten zu übernehmen. Diese Sichtweise dominiert bis heute, obwohl

1 Siehe dazu Kapitel 2.

in jüngster Zeit wieder stärkere Anklänge an die klassische Dichotomie von Elite und Masse zu vernehmen sind.

Ein stärker dichotomisches Weltbild erfreut sich gerade unter den Angehörigen des akademischen Bürgertums in den letzten Jahren einer deutlich wachsenden Beliebtheit. Das lässt sich an einer Reihe von Stellungnahmen im Rahmen der Diskussion über die Eliteuniversitäten ablesen. Typisch ist in dieser Beziehung der Prorektor der Universität Heidelberg, Karlheinz Meier, der seine Forderung nach einer freien Auswahl der Studierenden durch die Hochschulen mit der Aussage zu untermauern suchte: »Elite und Masse passen nicht zusammen«.

Es gibt ihr zufolge keine einzelne Elite mehr, die als auserwählte Minderheit der Masse gegenübersteht, und auch keine herrschende Klasse, sondern nur noch funktionale Sektor- oder Teileliten. Deren Mitglieder unterschieden sich vom Rest der Bevölkerung dadurch, dass sie wegen der von ihnen besetzten Spitzenpositionen in den verschiedenen Bereichen in der Lage seien, die gesellschaftliche Entwicklung maßgeblich zu beeinflussen. In diese Positionen seien sie dabei allein aufgrund ihrer individuellen Leistung gelangt.² Es handele sich also, hier variieren die verwendeten Begriffe etwas, um leistungsabhängige **Positions- oder Funktionseelten**.

Zu ihnen zählt die funktionalistische Eliteforschung die Inhaber der jeweils höchsten Positionen aus Politik (Mitglieder der Bundes- und Landesregierungen, Fraktions- und Parteivorstände), Verwaltung (Staatssekretäre, Ministerialdirektoren, Präsidenten wichtiger Behörden), Wirtschaft (Vorstands- und zum Teil auch Aufsichtsratsmitglieder großer Unternehmen, Präsidenten und Vizepräsidenten der großen Verbände), Justiz (Bundesrichter), Medien (Eigentümer, Herausgeber, Geschäftsführer, Intendanten, Direktoren und Chefredakteure der wich-

2 Näheres in Kapitel 3.

tigen Medien), Wissenschaft (Hochschulrektoren und Leiter der Großforschungseinrichtungen), Militär (Generalität und Admiralität) und Gewerkschaften (Vorsitzende und Stellvertreter). Im Kern wird diese Auflistung von allen, das heißt auch den kritischen Eliteforschern geteilt. Einzig die Einbeziehung der Gewerkschaftsspitzen ist nicht unumstritten. Zwar finden sie in allen großen deutschen Elitestudien Berücksichtigung, sie werden aber nicht nur von kritischen Elitetheoretikern wie Mills oder Bourdieu nicht zu den gesellschaftlichen Eliten gerechnet, sondern durchaus auch von funktionalistisch orientierten wie Suzanne Keller.

Das Beispiel Keller zeigt, dass sich nicht nur Theoretiker wie Bourdieu, die Eliten immer in einem engen Zusammenhang mit dem Begriff der herrschenden Klasse sehen, gegen die Klassifizierung der führenden Gewerkschafter als Elite wenden. Auch andere, weniger gesellschaftskritisch ausgerichtete Autoren beschleicht angesichts der realen Machtverhältnisse diesbezüglich zumindest ein ungutes Gefühl. Das ist nur zu verständlich, betrachtet man den Einfluss der Gewerkschaftsführungen auf politische Entscheidungen heutzutage. Wie die Stellung der Spitzengewerkschafter wirklich ist, hat letztes Jahr auch die Suche der IG Metall nach einem neuen Vorsitzenden gezeigt. Alle Arbeitsdirektoren, bei denen man angefragt hat, ob sie zu einer Kandidatur bereit seien, haben dankend abgewinkt. In Gewerkschaftskreisen wird kolportiert, sie hätten ihre Absage durchweg damit begründet, dass ein solcher Wechsel nicht nur (mehr oder minder) spürbare Einkommenseinbußen beinhalten, sondern auch einen sozialen Abstieg bedeuten würde.

Es ist noch eine zweite Einschränkung erforderlich. Auch die Medienelite lässt sich bei näherem Hinsehen nicht als gesonderte Elite charakterisieren. Die Medienlandschaft wird nach dem Durchbruch der kommerziellen Anbieter in jenen Ländern, die bis vor zwei, drei Jahrzehnten nur öffentlich-rechtliche Fernseh- und Rundfunkanstalten kannten, heute in allen führenden Industriestaaten von großen Kapitalgesellschaften (wie Bertelsmann, Disney oder Time-Warner) oder Medientycoons (wie Berlusconi oder Murdoch) dominiert. Da die verbleibenden öffentlich-rechtlichen Institutionen gleichzeitig immer stärker von politischen Interessen beherrscht werden, kann von einer wirk-

lich eigenständigen Rolle der Medienelite eigentlich keine Rede mehr sein. Berücksichtigt man zudem noch das seit dem Zweiten Weltkrieg deutlich gesunkene Gewicht der militärischen Elite – so haben die Einwände des US-amerikanischen und des britischen Generalstabs gegen einen Irak-Krieg weder an dessen Beginn noch an dessen Verlauf etwas Nennenswertes ändern können – und die zurzeit wieder klar zu erkennende Abhängigkeit der Wissenschaftselite von Wirtschaft und Politik, dann kristallisieren sich letzten Endes die Spitzenvertreter aus Wirtschaft, Politik, Verwaltung und Justiz als die entscheidenden gesellschaftlichen Eliten heraus. Ihnen wird daher im empirischen Teil das besondere Augenmerk gelten.

Die vorliegende Einführung in die Elitesozioologie besteht aus zwei großen Teilen. In den Kapiteln zwei bis vier wird die soziologische Diskussion über die Eliten in ihren Grundzügen nachgezeichnet und kritisch beleuchtet. Zu diesem Zweck werden sowohl die Klassiker Michels, Mosca und Pareto als auch die funktionalistischen Ansätze (von Lasswell/Kaplan und Kornhauser über Dahrendorf, Stammer und Keller bis hin zu Hoffmann-Lange und Field/Higley) und die elitekritischen Theorien (Mills und Bourdieu) einer näheren Betrachtung unterworfen. Die Kapitel fünf und sechs widmen sich dann am Beispiel der fünf größten Industriestaaten (Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Japan und die USA) einer empirischen Analyse sowohl der Rekrutierungsmechanismen für die entscheidenden Elitepositionen (speziell der Rolle der Bildungsinstitutionen in diesem Prozess) als auch der Stellung der wichtigen Eliten zueinander sowie im Verhältnis zur übrigen Gesellschaft. In diesem Zusammenhang wird abschließend noch der Versuch unternommen, anhand der aufgezeigten Differenzen und Defizite der bisherigen Eliteforschung für einige zentrale Punkte Lösungsansätze zu formulieren.

2. Elite und Masse

Die sozialwissenschaftliche Diskussion über die Elite war in ihren Anfängen untrennbar mit jener über die Massen verbunden. Elite und Masse stellten in dieser Debatte zwei Seiten derselben Medaille dar. Elite markierte den positiv besetzten, Masse den negativ besetzten Begriff. Die klassischen Werke zum Elitebegriff von Mosca (1896), Pareto (1916) und Michels (1911) wurden denn auch fast zeitgleich mit dem Klassiker von Le Bon über die *Psychologie der Massen* (1895) veröffentlicht.

Dass alle grundlegenden Bücher zu dieser Thematik innerhalb von nur gut 20 Jahren um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert erschienen, ist kein Zufall. Das Bürgertum und mit ihm die bürgerlich akademische Intelligenz waren damals zutiefst beunruhigt über das Phänomen der **städtischen Massen**, die mit der Bevölkerungsexplosion im Verlauf des 19. Jahrhunderts überall in Europa entstanden waren. Die Industrialisierung hatte durch die spürbare Reduzierung der Sterblichkeitsziffern, einen Anstieg der Geburtenrate und die allmähliche Anhebung des Lebensstandards ein Wachstum der europäischen Bevölkerung bewirkt, das es zuvor noch nie gegeben hatte. Hatte sich die Einwohnerzahl Europas zwischen 1300 und 1700 nur sehr langsam von ca. 80 Mio. auf ungefähr 110 Mio. Menschen erhöht, so fiel die Steigerung im 18. Jahrhundert mit knapp 80 Mio. auf ca. 188 Mio. schon erheblich höher aus, um dann im 19. Jahrhundert aber neue Dimensionen zu erreichen. Lebten um 1850 schon ungefähr 267 Mio. Menschen in Europa, so waren es 1900 bereits über 400 Mio. Die jährliche Zunahme der Bevölkerung lag bei ca. 10 Prozent und hatte sich damit verglichen mit dem Zeitraum von 1650 bis 1750 mehr als verdreifacht (Bergeron/Furet/Kosseleck 1969/1998: 230 ff.; Dülmen

1982/1998: 20 f.; Palmade 1975/1998: 10 ff.; Romano/Tenenti 1967/1998: 14 f.).

Gleichzeitig fand eine bis dahin ebenfalls unbekannte Verstädterung statt. Deren Beginn datiert (mit Ausnahme Großbritanniens) allerdings ein halbes Jahrhundert später. Die Anzahl der Großstädte mit mehr als 100.000 Einwohnern hatte sich von 1800 bis 1850 zwar schon von 22 auf 47 gut verdoppelt und ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung auch von ca. 3 Prozent auf ca. 5 Prozent erhöht, ein Drittel dieser Zunahme entfiel aber allein auf England (Bergeron/Furet/Kosseleck 1969/1998: 232), so dass die eigentliche Urbanisierungsdynamik sich im übrigen Europa erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entfaltete. Das galt ganz besonders für Deutschland, wo das Wachstum der Großstädte ein unglaubliches Tempo erreichte. Innerhalb von nur vier Jahrzehnten, zwischen der Reichsgründung 1871 und 1910, versechsfachte sich die Zahl der Großstädte von 8 auf 48 und versiebenfachte sich die Zahl ihrer Bewohner. Lebte 1871 nicht einmal jeder zwanzigste Deutsche in einer Großstadt, so war es 1910 mit 21,3 Prozent mehr als jeder fünfte (Wehler 1995: 512). Allein die Hauptstadt Berlin zählte 1914 2,07 Mio. Einwohner, verglichen mit 826 000 vierzig Jahre zuvor. Selbst in Frankreich, das von allen großen europäischen Ländern das mit Abstand geringste Bevölkerungswachstum (mit nur 40 Prozent zwischen 1801 und 1884) aufzuweisen hatte, verlief die Entwicklung immer noch beeindruckend. Gab es 1846 außer Paris nur noch ganze drei Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, so stieg deren Zahl bis 1886 immerhin auf sieben. In Paris, der absolut dominierenden Hauptstadt, wohnten 1886 bereits 2,345 Mio. Menschen gegenüber nur 945 000 Mitte des Jahrhunderts (Armengaud 1986: 169 f.). Parallel zum Wachstum der Großstädte entstanden zudem sehr dicht besiedelte Regionen wie das nordenglische Industrieviertel oder das Ruhrgebiet.

Die schnelle Urbanisierung ging einher mit der Entstehung der industriellen Arbeiterklasse. Während dieser Prozess in Großbritannien um 1850 schon weit vorangeschritten war – jeder vierte Erwerbstätige war zu diesem Zeitpunkt bereits zur Arbeiterschaft zu rechnen –, begann er in den anderen Ländern West- und Mitteleuropas erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Besonders rasant verlief die Ent-

wicklung wieder in Deutschland. Die Fabrik- und Bergarbeiter, deren Anteil an den Erwerbstätigen sich zwischen 1850 bis 1871 schon von ungefähr 6 auf 12 Prozent verdoppelt hatte, stellten im Jahre 1907 bereits fast ein Drittel (Wehler 1995: 141 f., 773 ff.). Gleichzeitig erfolgte eine Konzentration der Arbeiter in den Großbetrieben. Innerhalb von nur 25 Jahren, zwischen 1882 und 1907, stieg der Prozentsatz der Beschäftigten, die in Unternehmen mit mehr als 50 Arbeitnehmern tätig waren, von 22,8 auf 42,4 Prozent. Rechnet man den Bergbau hinzu, wo über 96 Prozent in solch größeren Betrieben beschäftigt waren, und berücksichtigt außerdem, dass der Anteil der Beschäftigten in Unternehmen mit mehr als 1000 Beschäftigten in der Industrie von 1,9 auf immerhin 4,9 Prozent und im Bergbau von 33 auf 58,2 Prozent zunahm (Hohorst/Kocka/Ritter 1975: 75), dann wird das Ausmaß der Veränderungen deutlich, die damals die Grundstrukturen der Gesellschaft erfassten. Das Industrieproletariat betrat unübersehbar die geschichtliche Bühne.

Für viele zeitgenössische Betrachter beinhaltete das Aufkommen von Massen damit gleich in doppelter Hinsicht eine Bedrohung der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Existenz solcher Massen leiste, so die im Bürgertum insgesamt und der Intelligenz im speziellen verbreitete Ansicht, nicht nur der allgemeinen Kriminalität Vorschub, sondern gefährde die herrschende Ordnung auch ganz grundsätzlich durch politische Unruhen und umstürzlerische Bestrebungen. Was den zweiten Punkt betrifft, so schien das Verhalten der städtischen Massen in der Französischen Revolution von 1789 und den folgenden revolutionären Erhebungen von 1848 (Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn) bis 1905 (Russland) eindeutig zu sein. Wenn Massen politisch in Bewegung kamen, so bestand ihr Ziel allem Anschein nach stets in der Revolutionierung des existierenden Herrschaftsystems.

Je stärker der Einfluss der Arbeiterklasse wurde, umso größer wurde diese Angst, hatten die kontinentaleuropäischen Arbeiterparteien und Gewerkschaften doch einhellig den Sozialismus und damit den Sturz der bürgerlichen Ordnung zu ihrem Ziel erklärt. Unter Massen wurden dementsprechend in erster Linie die proletarischen Massen verstanden. Die Grenzen zwischen Masse und Klasse verschwammen

dabei zunehmend. Die Furcht war besonders stark in jenen Ländern, die entweder wie Frankreich (1789, 1830, 1848 und die Pariser Kommune 1871) besonders viele revolutionäre Erhebungen zu verzeichnen hatten, oder aber wie Deutschland und Italien die Nationalstaatsbildung parallel zur Industrialisierung vollzogen, so dass der Versuch, ein bürgerlich parlamentarisches System zu etablieren, zusammenfiel mit dem sichtbaren Erstarken der Arbeiterklasse. Von den Massen war jedenfalls nichts Gutes zu erwarten, so die im bürgerlichen Milieu weit verbreitete Einstellung.

2.1 Die Psychologie der Massen (Gustave Le Bon)

Diese Haltung des Bürgertums war es, der Gustave Le Bon den sensationellen Erfolg seines 1895 erschienenen Buches *Psychologie des foules* (deutsch *Psychologie der Massen*) zu verdanken hatte.³ Es gelang ihm mit seiner Analyse, an die Ängste der bürgerlich-intellektuellen Kreise anzuknüpfen und ihnen dafür eine scheinbar exakte wissenschaftliche Begründung zu liefern.

Gustave Le Bon (geboren 1841 in Nogent-le-Routrou, gestorben 1931 in Paris) war ursprünglich Arzt, bevor er sich nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 intensiv der Anthropologie zuwandte. Er veröffentlichte mehrere ethnologisch ausgerichtete Bücher über fremde Kulturen, unter anderem über die der Araber und die Indiens, um sich dann der Völker- und schließlich der Massenpsychologie zu widmen.

3 Er profitierte dabei von zwei kurz zuvor veröffentlichten, kriminologisch orientierten Werken von Gabriel Tarde (*»Die Gesetze der Nachahmung«*, 1890) und Scipio Sighele (*»Die verbrecherische Masse«*, 1893) über das Verhalten von Massen, ohne das aber zunächst zuzugeben (Dingeldey 1964: XX).

Sehr deutlich wird das gleich in der Einleitung, die Le Bon mit »Das Zeitalter der Massen« übertitelte. Schon diese Überschrift ist charakteristisch, weil sie genau die Gefühle der großen Mehrheit der Leser ansprach, die durch die Vermassung der Gesellschaft den Untergang des Abendlandes beziehungsweise seiner Kultur kommen sahen.⁴ In seinen Ausführungen kommt Le Bon denn auch schon auf den ersten Seiten auf die wesentlichen Punkte zu sprechen. Sei noch bis Ende des 18. Jahrhunderts »der Wettstreit der Fürsten« die Haupttriebkraft der Ereignisse gewesen und die Meinung der Massen völlig unbedeutend, so habe sich das innerhalb nur eines Jahrhunderts ins Gegenteil verkehrt. Die »Stimme des Volkes« sei nun entscheidend, schreibe den Königen ihr Verhalten vor. Die **Masse**, deren Forderungen auf nichts Geringeres hinaus liefen »als auf den gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaft« zugunsten eines »primitiven Kommunismus«, sei dabei umso mehr zur Tat entschlossen, je weniger sie zur Vernunft befähigt sei. Letztlich habe die Aufgabe der Massen in der Geschichte bisher nur in der Zerstörung der alten Kulturen bestanden und nicht in ihrer Schaffung. Geschaffen und geleitet worden seien die Kulturen bislang immer »von einer kleinen, intellektuellen Aristokratie«. Die **Herrschaft der Massen** bedeute dagegen »stets eine Stufe der Auflösung«, weil Kultur Eigenschaften wie Vernunft, Triebkontrolle oder ganz allgemein ein hohes Bildungsniveau voraussetze, die den »den sich selbst überlassenen Massen völlig unzugänglich« seien. Es sei daher zu befürchten, dass sich dieser Prozess mit der aktuell herrschenden Kultur wiederhole, weil man unvorsichtigerweise Stück für Stück jene Schranken niedergerissen habe, die die Massen hätten zurückhalten können (Le Bon 1895/1964: 2 ff.).

Obwohl Le Bon im weiteren Verlauf seiner Analyse zu teilweise durchaus differenzierten, vielfach allerdings auch einander widersprechenden Einschätzungen des Massenverhaltens gelangt, so geben seine einführenden Bemerkungen doch den Grundton vor, der das ge-

4 Wie bedeutsam dieses Gefühl gerade auch für die Entstehung und weitere Entwicklung der Soziologie gewesen ist, zeigt Berking in seinem Buch »*Masse und Geist*« (1984) sehr schön am Beispiel der deutschen Soziologie im Wilhelminischen Kaiserreich und in der Weimarer Republik.

samte Werk durchzieht. Die Masse, die sich von der Summe der einzelnen Mitglieder dadurch grundsätzlich unterscheidet, dass sie »ein einziges Wesen« bilde und dem »Gesetz der seelischen Einheit der Massen« (ebd.: 10; Hervorhebung im Original) unterliege, ist für ihn roh, barbarisch, leicht beeinflussbar, triebhaft, reizbar, unvernünftig, herrschsüchtig und nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen zur »Sittlichkeit fähig«, und das aufgrund ihrer Triebhaftigkeit dann auch nicht auf Dauer. Daher sei es auch ein »Glück für den Fortschritt der Kultur, dass die Übermacht der Massen erst dann geboren wurde, als die großen Entdeckungen der Wissenschaft und der Industrie vollendet waren« (ebd.: 35), denn ihre Verwirklichung wäre unmöglich gewesen, hätte die Demokratie bereits ihre volle Macht entfaltet. Kulturen sind für Le Bon, wie er in dem Kapitel über die »Wählermassen« schreibt, nur denkbar als »das Werk einer kleinen Minderheit überlegener Geister« (ebd.: 134).

In der Gegenüberstellung der »kleinen Minderheit überlegener Geister« und der großen Masse ähneln die Ausführungen Le Bons denen von Mosca, Pareto und Michels über Elite und Masse. Zwar verwendet Le Bon weder den Begriff Elite noch den der herrschenden oder politischen Klasse in seinem Buch, die inhaltlichen Übereinstimmungen sind an dieser wie auch anderen Stellen aber doch deutlich. Sie zeigen sich vor allem dort, wo Le Bon das Verhältnis von **Masse und Führer** analysiert. Die Massen suchen sich seiner Meinung nach unwillkürlich einen Führer. Die Masse sei »eine Herde, die sich ohne Hirten nicht zu helfen weiß«, und höre daher immer auf den, der über einen starken Willen verfüge. Die Herrschaft der Führer sei dementsprechend »äußerst gewaltsam«, verdanke sogar »nur dieser Gewalt ihre Geltung« (ebd.: 83 ff.). Hier klingen ebenso wie etwa in der Beurteilung des Parlamentarismus Argumentationsfiguren an, die zumindest in ihrem Kern, zum Teil aber auch bis in die konkreten Formulierungen hinein (wie zum Beispiel bei den Aussagen zur Rolle der Gewalt) an die drei Klassiker der Elitesozioologie erinnern.

2.2 »Die herrschende Klasse« (Gaetano Mosca)

Gaetano Mosca war der Erste, der sich ausführlich mit einer Soziologie der Eliten beschäftigt hat. Sein Hauptwerk *Elementi di Scienza Politica* erschien bereits ein Jahr nach Le Bons *Psychologie des foules* und basierte in seinen wesentlichen Teilen auf den zwei bereits 1884 und 1887 veröffentlichten Werken *Sulla teoria dei Governi e sul Governo rappresentativo. Studi storici e sociali* und *Le Costituzioni moderne*.⁵

Gaetano Mosca (geboren 1858 in Palermo, gestorben 1941 in Rom) war ursprünglich als Jurist tätig, bevor er 1898 eine Professur in Turin erhielt. Von 1923–1933 lehrte er dann in Rom. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit war er auch als Politiker aktiv, so als Abgeordneter des italienischen Parlaments, als Unterstaatssekretär im Kolonialministerium (1914–1916) und als Senator (ab 1919).

Seine entscheidenden Grundgedanken formuliert Mosca in dem »Die politische Klasse« genannten 2. Kapitel. Es beginnt mit dem wohl meistzitierten Satz Moscas: »Unter den beständigen Tatsachen und Tendenzen des Staatslebens liegt eine auf der Hand: In allen Gesellschaften, von den primitivsten im Aufgang der Zivilisation bis zu den vorgeschrittensten und mächtigsten, gibt es zwei **Klassen**, eine, die herrscht, und eine, die beherrscht wird. Die erste ist immer die weniger zahlreiche, sie versieht alle politischen Funktionen, monopolisiert die Macht und genießt deren Vorteile, während die zweite, zahlreichere Klasse von der ersten befehligt und geleitet wird. Diese Leitung ist

5 1923 erschien eine um sechs Kapitel erweiterte 2. Auflage, die die Grundlage der heute gebräuchlichen Übersetzungen bildete. Sie erhielt in der US-amerikanischen Übersetzung 1939 den Titel »*Ruling Class*« und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in der deutschen Übersetzung unter »*Die herrschende Klasse*« veröffentlicht.

mehr oder weniger gesetzlich, mehr oder weniger willkürlich oder gewaltsam und dient dazu, den Herrschenden den Lebensunterhalt und die Mittel zur Staatsführung zu liefern.« (Mosca 1923/1950: 53). Die allgemeine Gültigkeit dieses Prinzips wird für Mosca auch durch das allgemeine Wahlrecht und den Parlamentarismus nicht außer Kraft gesetzt. Im Kapitel über das Wahlrecht sagt er ganz explizit, dass im »Repräsentativsystem« trotz gegenteiligen Anscheins genauso wie bei jeder anderen Regierungsform »eine **organisierte Minderheit** der unorganisierten Mehrheit ihren Willen« aufzwinge (ebd.: 134). Die Gewählten seien in der Regel nicht die Vertreter der Mehrheit, die nur ihre Macht für einen bestimmten Zeitraum an sie abtrete, sondern Teil der **herrschenden Minderheit**. Von einer Regierung der Mehrheit könne daher überhaupt keine Rede sein.

Trotz seiner sehr kritischen Sicht auf das parlamentarische System gehörte Mosca dennoch zu seinen prinzipiellen Verteidigern. Für ihn fielen, wie er im Kapitel über den Parlamentarismus sehr deutlich formulierte, »die Untugenden der Parlamente, die Nachteile ihrer Einmischung in die Regierungstätigkeit gegenüber den schlimmen Folgen ihrer eventuellen Abschaffung oder Entmachtung kaum ins Gewicht« (Mosca 1923/1950: 215). Auch in den sechs drei Jahrzehnte später geschriebenen neuen Kapiteln bleibt Mosca dieser Sichtweise im Kern treu. Auf der einen Seite gesteht er eine beträchtliche Veränderung in seiner Haltung im Sinne einer größeren Nachsicht dem »parlamentarischen Regime« gegenüber ein, auf der anderen bekräftigt er aber auch seine frühere Grundauffassung von der Minderheitsherrschaft, der zufolge »jede Staatsform, die auf dem Mehrheitswillen zu beruhen vorgibt, eine Unwahrheit in sich enthält« (ebd.: 317).

Mit dem Begriffspaar organisiert und unorganisiert spricht Mosca einen der zwei Punkte wieder an, die er bereits im Anschluss an die zitierte Grundaussage als entscheidend dafür anführt, dass die Herrschaft der Minderheit über die Mehrheit unausweichlich sei. Sie sei,